

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 295.

Sonntag, 17. Dezember.

1916.

Die Sabelhaffe.

Novelle von E. Dissené (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

V.

An diesem Tag ging Dr. Kauaraff früher als gewöhnlich nach Haus. Trendelburg mochte in seiner Freude und seinem Glück ruhig doppelte Arbeit tun, er konnte seine Gedanken heute gar nicht zu vernünftigen Denken zwingen.

Es war ein sehr rauher Tag Anfang Oktober. Sein Studierzimmer war mollig, und alles war für ihn bereitet, wie er es wünschte. Er seufzte. Dieser Stand der Dinge war gewiß zu angenehm, um lange zu dauern. Er fühlte sich sonderbar bewegt und war zornig über sich selbst, daß er Sehnsucht nach etwas Unausgesprochenem hatte und daß Empfindungen in ihm erwachten, die er längst für tot gehalten. Es war doch nicht Frühling, Donnerwetter! und man durchkreuzte und durchquerte doch nicht einen jungen Wald — es war ausgesprochener Herbst, und man freute sich über ein warmes Winkelfchen in seinem Zimmer. Also!

Er machte seinen täglichen Besuch oben bei Gabriele. Es ging ihr etwas erträglicher, und in ihrem Halbdunkel sah es sich angenehm bei diesem ungemütlichen Wetter. Wenn es dem feingebildeten alten Fräulein etwas besser ging, wurde sie gleich froh und heiter und nahm an allem regen Anteil. Sie merkte bald, daß Better Clemens in trüber Stimmung war und versuchte, seine Schmermt zu vertreiben. Sie sprach über seine letzten Monatshefte, fand mehr Schwung in den von ihm geschriebenen Artikeln, besprach lebhaft alles, was ihn sonst interessierte, aber er blieb einsilbig.

„Käte liest mir manchmal vor, wenn ich sie darum bitte. Das ist ein liebenswürdiges Geschöpf, Clemens. Sie hat gewiß bessere Tage gesehen: sie muß gebildet sein. Wenn Brigitte mir zuweilen vorlas, strengte mich das Zuhören an, und was sie aus der Zeitung selbständig wählte, o Gott! Bei Käte ist das Zuhören ein Genuß. Obgleich sie mich doch gar nicht kennt, trifft sie immer genau, was mich interessiert. Sie pflegt auch so schön. Emma sagt, daß alles so viel schöner sei als zu Brigittens Zeit. Ich bin so froh, daß du solche guten Erfah gefunden hast.“

„Ja, es ist wohl schön, Gabi, aber du kannst dir denken, daß das nicht lange dauern wird.“

„Sie scheint sich aber sehr allmütlich hier zu fühlen.“

„Jrgend ein Zufall führt sie doch weg.“

„Ich habe das Gefühl, als wäre sie gern hier; und dann läßt man sich nicht von einem Zufall entführen“, bestand Fräulein Gabriele fest.

Als er in seinem Studierzimmer über seiner Arbeit saß, fröstelte er. Es war ihm so einsam zumute, wie noch nie. Ärgerlich über seine wunderliche Stimmung, versuchte er doppelt eifrig zu arbeiten; es ging nicht. Da klingelte er. Vielleicht half Kätens herrlicher Tee.

Aber sie erschien nicht auf sein Klingeln. Da fiel ihm ein, daß er ihr gesagt hatte, er käme den ganzen Tag nicht zurück, weil er mit Freunden im Klub speise.

„Bis jetzt ist sie immer zu Haus gewesen“, dachte er

bitter, „auch wenn ich unerwartet heimkam. Ich war ihr noch wichtig. Jetzt geht sie schon aus! Der Anfang vom Ende natürlich“, grübelte er.

Nun schien ihm das Haus noch öder und einsamer. Sonderbar! Wenn Brigitte mit oder ohne Erlaubnis fortgewesen war, hatte das ihn nie weiter berührt. Kätens Abwesenheit, die er noch dazu selbst veranlaßt hatte, empfand er wie eine persönliche Kränkung.

Es war mit ihr eine neue Atmosphäre in sein Haus gekommen. Er fragte sich, worin eigentlich das Beglückende bestand. War es, weil seine Mahlzeiten immer vorzüglich, pünktlich und einladend waren? Oder weil seine Zimmer aussahen, als wären sie von einem zärtlichen, intelligenten Weib, nicht von bezahlten Diensthoten in Ordnung gehalten? Er wies diesen Gedanken von sich. Nein, zu seinen zahlreichen Fehlern gehörte nicht der, dem Wohlleben einen zu hohen Platz einzuräumen. An einigen Idealen hielt er fest, und nie hatte er seinem Körper die Herrschaft über die Seele gelassen. Wenn er sich durch die Gegenwart seiner Haushälterin beunruhigt fühlte, konnte dies einen anderen als ihn demütigenden Grund haben? Und doch — sie war so anders, als was man sonst unter dieser Gattung kennt. Er war tatsächlich froh, es wurde ihm warm ums Herz, wenn sie in ihrer stillen, heiteren, unaufdringlichen Art seine Mahlzeiten überwachte, die Emma herbeitrug. Es kam ihm stets die Anwendung, sie aufzufordern, sich zu ihm zu setzen und mit ihm zu plaudern, und er wagte nicht, sie zu oft anzusehen, weil er fürchtete, ihr Liebes Gesicht könne sich zu sehr in sein Herz stecken. Er sprach auch seltener als am Anfang mit ihr, denn ihre Stimme betirrte ihn, und er wollte nicht unsicher werden.

Seit Trendelburg mit ihm über seine verschollene Freundin gesprochen hatte, war ihm zuwollen ein Gedanke gekommen, der ihm das Herz wochen machte — aber er verwarf ihn wieder, als aus Unmöglichem grenzend. Es gab mehr als eine süße Stimme in der Welt.

Seine widerstreitenden Empfindungen wärmten ihn nicht. Ihn froh und hungerte, weil er zu Mittag nur ein belegtes Brötchen gegessen hatte. So stieg er in die Küche hinter, da auch Emma nirgends aufzutreiben war.

Die Küche mutete ihn geschmückt an. Ein großer Strauß dunkelblauer Astern stand in einem Glas. Nicht nach Brigittens Art mit festgeschürtem Gürtel in die Vase gepreßt — nein, die Blumen standen leicht und lose, als ob jede einzelne liebevoll ins Glas gestellt worden wäre. Nun ja, sie hatte natürlich Geschmack in allen Dingen. Keine unangenehmen Gerüche, kein unappetitlicher Anblick von unbeschreiblichen Bienen, Nesten oder dergleichen. Er hatte die Küche zuweilen in seltenen Zwischenräumen zu Brigittens Zeiten gesehen und war stets entsetzt geflohen. Brigitte hatte dann gutmütig gelacht über einen so unvernünftigen Mann, der von einer Küche erwartete, daß sie schön aussehe zu allen Zeiten. Kätens Küche sah schön, wohn-

lich aus. Man konnte hier ruhig eine Mahlzeit einnehmen. Er seufzte.

Das Fenster stand offen, und plötzlich wehte der Wind von einem Seitentisch her einige lose Papierblätter vor seine Füße. Er nahm sie auf, um sie wieder auf seinen Platz zu legen, da fiel sein Blick zufällig auf die Schrift. Er starrte darauf wie gebannt.

Das fehlende Glied der Kette war da. Hunger, Durst und Kälte waren vergessen. Er ließ das Brett mit dem kalten Fleisch und Brot stehen und nahm nur die losen Blätter mit. Das durfte er, sagte er sich; er hatte ja oben ein Manuskript, zu dem diese Seiten ganz genau stimmten. Jetzt fiel ihm erst ein, wie blind er gewesen war. Die Geschichte, die ihm Ulla Lind an jenem denkwürdigen Tage gebracht hatte, und der anonyme Roman, der ihm so gut gefallen, und dessen Verleger nichts mehr über den Verbleib des geheimnisvollen Verfassers wusste, stammten aus der gleichen Feder. Die Übereinstimmung der Schrift kam ihm sonderbarerweise erst jetzt zum Bewußtsein. Nun wurde ihm alles klar. Käthe war Ulla Lind. Wie sie zu ihm gekommen, kümmerte ihn nicht. Die Vorlesung hatte sie ihm jedenfalls geschickt. Er jubelte fast auf. So erleichtert fühlte er sich, daß er wie ein Schulfunge hätte herumtollen mögen. Sie mußte während ihrer schweren Krankheit alle Abmachungen mit seinem Freund, dem Verleger, vergessen haben; das erklärte die große Notlage, in der sie zum erstenmal in seinem Arbeitszimmer vor ihm erschienen war.

Er begann sich wieder über den Roman, den sie geschrieben. Es war untrübsame Leidenschaft in dem Buch; sie schrieb von Liebe, wie jemand, der sie erträumt und ersehnt, aber er wußte, sie stand nur auf der Schwelle — ins Allerheiligste hatte sie noch kein Mann geführt; das war einem Auserwählten noch vorbehalten, und Dr. Raugraff verfiel in stillen Träumen.

Da war sie ja, die ideale, für unmöglich gehaltene Frau: klug, feingebildet, ohne mit dem Wissen aufdringlich zu sein, anziehend, unter den schwierigsten Verhältnissen frohsinnig, und mit wie viel Anmut erfüllte sie die einfachen Pflichten des Lebens!

Ulrike kam zurück. Mit ganz neuen Gefühlen hörte er sie nach ihrem Zimmer und dann in die Küche gehen. Er wartete, bis er dachte, daß sie eine dampfende Tasse Tee nach dem stürmischen Wetter draußen getrunken haben könne. Dann klingelte er.

Eine längere Zeit als gewöhnlich verging, dann kam Ulrike noch in dem schwarzen Kleid, in dem sie ausgewaschen, in dem er sie zum erstenmal gesehen hatte; nur den Hut hatte sie abgelegt. Sie sah verstört aus, und Raugraff sah, daß sie gewint hatte. Es tat ihm weh, und doch beglückte es ihn zugleich, weil ihre Tränen sie weiblicher, schutzbedürftiger machten. Sie war also nicht immer überlegen, sie konnte schwach, liebenswürdig schwach sein, Gott sei Dank! Sie war ihm stets so selbstbeherrschend, stark erschienen, ein Weib, in deren klaren, grauen Augen man sich keine Tränen denken konnte. Es rührte Dr. Raugraff ungemain, diese Tränen Spuren zu sehen. Er sehnte sich, die schlank Gestalt ohne weiteres in die Arme zu nehmen, aber er beherrschte sich.

„Was ist Ihnen? Sie sind traurig, verstört. Kann ich etwas für Sie tun?“ fragte er sanft.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie mit leiser Stimme, in der tiefe Bewegung zitterte, — denn sie fühlte, daß sein Ton zärtlich war — „ich bin nicht unglücklich; ich habe geweint, weil mir jetzt, zu spät, Gutes widerfahren ist. Der, um dessentwillen ich es geschäht hätte, ist nicht mehr.“

„Käthe, Ulrike, Ulla, Freifräulein v. Hellau oder wie alle Ihre großen Namen heißen, warum haben Sie mich beim Wort genommen, als ich in großer Unwissenheit Sie trankte? Ich ahnte Ihre Persönlichkeit und ließ mich doch von der schlechten Laune jenes Morgens zu unverzeihlichen Worten hinreißen.“

„So bin ich also entlarvt!“ sagte sie, während ein feines Rot ihr Gesicht überfla. „Es tut mir leid. Ich

war glücklich in meiner Tätigkeit hier, und nun muß ich gehen.“

„Gibt's nicht!“ sagte Dr. Raugraff schnell und stellte sich rasch mit dem Rücken gegen die Tür, als fürchte er, sie könne sich plötzlich verflüchtigen. „Sie versprochen zu bleiben, bis ich kündigt; ich habe Brigitte als Bengin, und ich bestehe auf meinem Schein! Wir wollen ihn aber mit Bedingungen, die für mich günstiger sind, und vor höheren Zeugen als Brigitte, umändern. Glauben Sie denn, Ulrike, daß ich das Weib meiner Seunjuchtsstränge wieder von mir ließe, nachdem ein gütiges Geschick es zu mir geführt hat?“

Ulrike stand wie erstarrt da. Nichts hatte sie auf diesen Ausbruch echter Leidenschaft, die sie in Dr. Raugraffs Augen las, vorbereitet. Ihre keusche Natur mußte sich erst zurücksuchen.

„Weißt du, Käthe, Ulrike, Weib, daß es deine Stimme mir schon beim allerersten Mal, als du in mein Leben trach, angetan hatte? Ich konnte nicht mehr von ihr weg. Und jetzt du hier im Haus bist, bin ich dir allmählich ganz und gar mit Leib und Seele verfallen!“

Ulrike stand noch immer mit fassungslosem Ausdruck da und lauschte seinen Worten.

„Ich liebe dich, Ulrike, ich liebe dich sehr gegen meinen Willen, als du Käthe warst, aber Gesellschafts-schranken hätten mich nicht abgehalten, dich mir zu er-ringen. Nur ist die Sache umgekehrt, aber das Frei-fräulein schreckt mich nicht. Ich bin so erlöst, weil ich nun weiß, daß es nicht dein unübertreffliches Haus-kalten war, was mich zu dir zog, sondern dein ganzes eigenartiges Selbst. Willst du mein Weib werden, Ulrike? Willst du dich mir anvertrauen?“

„Aber ich vereinige nicht die höchsten Eigenschaften mehrerer Jahrhunderte in mir, Dr. Raugraff!“ sagte Ulrike mit zartem Lächeln.

„Für all meinen Unfian kannst du dich später reich-lich an mir rächen! Erwne mich nicht länger auf die Folter! Ich brauche dich!“

Ulrike war eiaentümlich bewegt. Diese ungestüme Liebe war echt. Sie blickte in seine Augen und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ja, ich will dein Weib werden. Ich glaube, wir werden gute Kameraden sein.“

„Wir werden mehr sein als das!“ sagte er froh-losend. Und er zog sie an sein Herz und küßte sie lange, lange mit tiefer, wahrer Leidenschaft auf ihre unberührten Lippen, und er küßte das Weib in ihr wach in diesem tiefen Ruß, und Ulrike erlebte das herrlichste Wunder, das der Mensch erleben kann: den fehlenden, ergänzenden Teil seines eigenen Wesens zu finden.

— Ende. —



Was stiebt du eilend vor der Welt,
Sie bleibt dir doch zur Seite!
Trum sei ein Mann und sei ein Weib
Und stell' dich ihr zum Streitel!

Sturm.

Historische Romane.

Es ist noch nicht so lange her, daß im ästhetischen Regulus der Modernen alle historische Kunst mit dem großen Varn belegt war. Es widersprach dem stolzen Selbstgefühl des neuen Individualismus, daß auch über die eigenmächtige Persönlichkeit des Herrnmenschen die Vergangenheit sich ihre Macht bewahren sollte, die tiefinnerlichen Zusammenhänge der Einzel Lebens mit dem durch die Jahrhunderte hindurch sich formenden Geist der Gesamtheit waren diesem Geschlecht fremd und unverständlich geworden. Da gab es für solche Kunst allerlei verächtliche Schlagworte! Das historische Gemälde war ein „Schnitten“, das geschichtliche Drama „Haupt- und Staatsaktion“, der historische Roman „Geschichtslitteratur“. Man ist dann allmählich zur Vernunft zurückgekehrt und hat es begriffen, daß der Dichter ebenso das Frühesten ver-

gangener Zeiten, als unsere eigenste Sache empfinden und darstellen kann als das der Gegenwart, daß es nur auf ihn ankommt, in Fremdartigem, Entlegenen das aufzuzeigen, was uns als rein menschlich pakt und ergreift.

So gewahren wir mit Freuden, wie immer mehr die großartige historische Kunst ihre berufenen Vertreter findet. Das eigentliche Geheimnis dieser Kunst versteht Karl Mosner, die Vergangenheit so darzustellen, daß sie wahrhaftig ihr Recht für sich behauptet, ungetrübt durch das Dineintragen moderner Ideen, aus sich selbst verstanden werden kann, und daß doch zugleich dieses ihr Eigenleben überall uns innerlich angeht. So erleben wir durch seine Kunst in dem Wiener Roman „Der deutsche Traum“ (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger) die wilde Erschütterung des Revolutionsturmes aus dem großen Jahr 1848 mit all ihren Hoffnungen und Enttäuschungen; wir sehen die Metternichsche Epoche zusammenstürzen, schauen den heiligen Freiheitsrausch der Gemüther, edle Begeisterung und feurigen Tatendrang, der doch so wenig berufen war, Weibens zu schaffen, aber auch den Fanatismus liturgischer Massen- und Pöbelinstinkte der Massen, bis endlich ein despotisches Sabelregiment dem Traum ein furchtbares Ende bereitet. Im Mittelpunkt dieses so lebendig gezeichneten Zeitbildes steht als Typus des jugendlichen Idealismus Messenhäuser, der Dichter und Volksführer, der erhabenen Hauptes für seine Ideal in den Tod geht, durch eine große Liebe gekräftet. Die innere Wärme des Mitfühlens, die der Dichter selbst beim Gestalten empfand, teilt sich von selbst, vielfach als wirkliche Ergriffenheit, dem Leser mit, der auch in der Zeichnung der übrigen Charaktere, wie in der Plastik der ganzen Bebilderung eine echte Dichterkraft gewahrt.

Die Geschichte des Deutschtums in den Ostmarken, Siebenbürgen und Ungarn, dessen Schicksal uns gerade jetzt so unmittelbar angeht, hat Adam Müller-Guttenbrunn schon früher uns ans Herz gelegt. Auch der neue Roman „Barmherziger Kaiser“ (Leipzig, Verlag von L. Staackmann) behandelt in freier Fortsetzung des früheren Buches „Der große Schwabenzug“ diese Vorkämpfer. Schicksale deutscher Ansiedler im ungarischen Banat sind verwahrt in eine prächtige Schilderung der Herrschergestalten Maria Theresias und Josephs II., die hier in historischer Größe und zugleich voller Menschlichkeit uns nahekommen, nicht verschminkt und verweigelt durch geistreiche Differenzierung, sondern schlicht und volkstümlich geschildert, liebenswürdig und lebensvoll. Höchstens, daß der harte, gewaltsam aufklärerische Despotismus des Kaisers etwas mehr der gewohnten, populären Überlieferung angepaßt erscheint. Der ganzen Reiz des Intognito-Motivs, das einst uns in Walter Scotts Romanen so lebhaft anregte, hat der Dichter ausgenutzt in den Abschnitten, die Joseph als Wohlthäter und Reformator in Ungarn vorführen. Kurz, ein durchaus erquickliches, im edlen Sinne unterhaltendes und von gesunder nationaler Gesinnung erfülltes Buch.

Solche Deutschgegnung hat auch Paul Schredendach schon in mandem kräftig entworfenen Bild aus der nationalen Vergangenheit offenbart, wenn auch bisweilen seinem frischen Erzählertalent eine höhere künstlerische Ausbildung fehlen mag. In seinem neuen Buch „Markgraf Gero“, ein Roman aus der Gründungszeit des alten Deutschen Reiches (Leipzig, Verlag von L. Staackmann) gibt er ein Zeitbild aus einer Epoche, die den meisten nur durch trockene Schulweisheit bekannt ist, in jenem gehobenen Erzählerstil, der durch Gustav Freytag oder Dahn geprägt ist, und der uns hier vielleicht etwas überlebt erscheint. Wildenbruchs heiße Weidenschaft vermochte es, auch solche Gestalten eines fernern Mittelalters mit Blut und Kraft zu erfüllen, uns zu überzeugen, daß es bei jenen Kämpfen um unser Eigenes zuzuhören, hier aber folgte der Verfasser ganz der offiziellen Geschichtsschreibung jener Tage. Wie bei Wdekind von Corvey oder Lohmar von Merseburg, ist es ganz selbstverständlich, daß der König und die Seinen immer Recht haben seine Gegner sind Empörer, die Slavenfürsten listige, rüdfische Vordarben, und gegen diese gleichmäßige Verteilung lehnt sich von selbst unser Gefühl auf, das nach Gerechtigkeit verlangt. So erschienen uns manche Konflikte und Figuren in einer etwas openhaften Dramatik einander gegenübergestellt. Und doch wäre es sehr verkehrt, ein solches Werk etwa als kitschig zu bezeichnen, nur wegen seine Augen mehr auf esthischem,

als auf ästhetischem Gebiet, und seine erzieherische Bedeutung ist nicht gering.

Noch fremder ist uns vielleicht die Umwelt mittelalterlicher Gelehrsamkeit, die Franz Karl Gluzley in seinem lustigen Buch „Der Gaukler von Bologna“ (Verlag L. Staackmann, Leipzig) mit so viel köstlicher Laune erfüllt. Von den Paarspaltereien scholastischer Philosophen und Juristen, um die sich hier die weisen Herren mit so gravitätischem Ernst bekümmern, wissen eigentlich nur Hochgelehrte etwas. Aber man nimmt dieses Kapriozio aus dem 18. Jahrhundert, in dem eine Kluge und zugleich gelehrte Jungfrau in ergößlichster Weise einen eiteln, seinerseits wieder alle Professoren verblühdenden Scharlatan nachführt, hin, wie ein prächtiges, humorvolles Lustspiel von Shakespeares Art. Und was wir diesem zugestehen, das bewilligen wir auch gern dem zeitgenössischen Poeten, daß wir einfach glauben, wie die Studentin in männlicher und in weiblicher Tracht zugleich, ohne durchschaut zu werden, ihre Rolle spielt. Und wer ohne Gegenwartbeziehungen nicht auskommen kann, der mag daran denken, wie bei uns auch noch gelehrte Aufgeblasenheit oder freche Gauklerei nicht ausgestorben sind. K. P.



Aus der Kriegszeit.

Zeitgemäße Tanzkarte für eine Hausfrau!

1. Aufstellung zur Butterpolonäe;
2. „Tanz“ mit dem überwachenden Schuhmann;
3. Kreuzpolka mit dem Nebenstehenden;
4. Der erste Eingeschobene (Extratour mit einem Bengel, der sich in die Reihe drängt);
5. Balanos und Entrechats auf der Stelle;
6. Schnelwalzer in der Nähe der Ladentür; Große Pause 2—3 Stunden.
7. Menuett vor der Ladentür;
8. En avant quatre, Grand compliment vor dem Ladenspersonal;
9. Chaine der dames am Buttertisch (Damenwahl);
10. Kotillon-Überraschung: Die Butter ist alle!
11. Galopp nach Hause.

Der künstlerische Verfall der Londoner Theater. Während der Krieg den Spielplan der deutschen Theater in günstiger Weise beeinflusst hat, indem eine Vertiefung des künstlerischen Publikumsgeschmacks mit einer größeren Zahl von Aufführungen wertvoller und ernster Stücke Hand in Hand gehen, haben die Zeitumstände in England das direkte Gegenteil, nämlich einen vollkommenen Verfall der Theater vom literarischen Standpunkte herbeigeführt. Auch in London sind die Theater sehr gut gefüllt, aber was das Publikum anlockt, hat nichts mit Kunst zu tun, sondern stellt eine Gattung dar, die ebenso wenig geschmackvoll wie wertvoll ist. „Die britische Bühne ist seelenlos und kunstlos geworden“, schreibt der bekannte englische Publizist Twells Brey in der „Daily Mail“. „Der Grund ist hauptsächlich in der Laizache zu suchen, daß die Theaterdirektoren in England nicht mehr Künstler, sondern bloß noch Kaufleute sind. Die wertlosen Stücke der Londoner Bühnen scheinen den Wünschen des Publikums zu entsprechen, da die Theater täglich ausverkauft sind. Zumindest ist dies ein Beweis dafür, daß ein großer Teil des Publikums allen guten Geschmack verloren hat, während das literarisch interessierte Publikum angezogen auf den Theaterbesuch verzichtet. Der Grund für die Fülle liegt auch darin, daß alle an Kriegsarbeit Verdienenden ins Theater gehen und zahllose Urlauber und Rekonvaleszenten sich in der Hauptstadt aufhalten. Ein bekannter Londoner Schriftsteller, den ich fragte, wie viele literarische Stücke gegenwärtig in London gespielt würden, gab mir zur Antwort: „Ein einziges!“ Hauptsächlich werden die sogenannten Revuen gegeben, die meist sinn- und nutzlos sind. Vergeblich sucht man nach einem guten, ernsten Stück und selbst nach einem guten Lustspiel. Während vor dem Kriege ständig mehrere Shakespeare-Stücke auf dem Londoner Spielplan standen, ist es längst zur Unmöglichkeit geworden, auch nur ein einziges Shakespeare-Stück zu sehen. Die Londoner Theaterkunst steht bedenklich unter allen Angelegenheiten des Verfalls.“

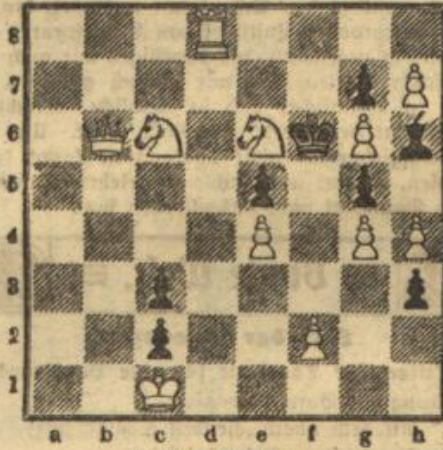
Schach

Alle die Schachbehe betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von R. Diefenbach.

Wiesbadener Sch.: rein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 17. Dezember 1916.

508. C. Looock.



Matt in 3 Zügen.

Partie 190.

Die folgende Partie ist dem Buche Kagans „300 kurze Glanzpartien“ entnommen.

Weiß: Bird. Schwarz: Steinitz.

- | | | | |
|-------------------------|--------|--------------------------|---------|
| 1. f2—f4 | e7—e5 | 11. Lb5×c6 ⁴⁾ | De7×e3† |
| 2. f4×e5 | d7—d5 | 12. Dd1—e2 | De3—c1† |
| 3. e5×d6 | Lf8×d6 | 13. De—d1 | Td8—e8† |
| 4. d3—d4 ¹⁾ | Sg8—f6 | 14. Lc6×e8 | Th8×e8† |
| 5. Lc1—g5 | Sb8—c6 | 15. Ke1—f2 | Dc1—e3† |
| 6. Sg1—f3 | Lc8—g4 | 16. Kf2—f1 | Lg4×3 |
| 7. e2—e3 | Dd8—d7 | 17. g2×f3 | Ld6—c5 |
| 8. Lf1—b5 | 0—0—0 | 18. Kf1—g2 | Te8—g8† |
| 9. Lg5×f6 ²⁾ | g7×f6 | Aufgegeben. | |
| 10. d4—d? ³⁾ | Dd7—e7 | | |

¹⁾ Um auf Dd8—h4† mit g2—g3, L×g3, h×g, D×h1 die Qualität aufzugeben, aber dieser Plan ist nicht gesund, Schwarz verzichtet indessen auf den materiellen Gewinn, um den Angriff festzuhalten. — ²⁾ Damit hätte es noch Zeit gehabt. Sbl—d2 war hier vonnöten. Nun ist e3 schwach und Weiß bedenkl. in der Entwicklung rückständig. — ³⁾ In solcher unentwickelten Stellung auf Angriff zu spielen ist tollkühn. — ⁴⁾ Wenn 11. d5×c6, Ld6—b4† 12. Sbl—d2, Td8×d2 würde Schwarz leicht gewinnen.

Auflösungen.

505 (3 Züge). 1. Ta6, b×a6 2. Tb4; 1. : : ., b6 2. Lb4.

506 (2 Züge). 1. Dh8.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. B., Wdw. und A. Tr. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu 505 auch Pionier Julius Cahn in Brüssel, und zu 506 K. Schwarz in Fulda. Bei dem Dreizüger scheidet 1. Tb4 an 1. . . ., b7—b5 und bei dem Zweizüger scheidet 1. Dg3 an 1. . . . e3×d2 und 1. d2—d3 an 1. . . . D×c4.

Der Schachwettkampf Tarrasch-Mieses im Herbst 1916.

Mit ausführlichen Erläuterungen herausgegeben von Dr. Tarrasch. Nebst einer Abhandlung über die französische und schottische Eröffnung. Mit einem Titelbild. Verlag von Veit & Comp. in Leipzig. Preis geheftet 3 Mk., eleg. gebunden 4 Mk. Dieses Buch bietet die Partien des Wettkampfes, die ganz ungewöhnlich lebhaft und interessant waren. In reichlichen und eingehenden Erläuterungen erklärt der Verfasser faßt jeden Zug, sodaß stärkeren wie auch schwächeren Spielern das Verständnis der Partien

ungemein erleichtert ist. Tarrasch stellt so viele Grund- und Lehrsätze für Spielführung im allgemeinen auf, daß das Buch auch als ein Lehrbuch angesehen werden kann, zumal im Anhang zwei beliebte Eröffnungen sehr ausführlich erörtert werden.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Zweissilbig.

Die erste Silbe sieht man am Gras, die zweite trifft man bei vielen Arbeiten des Schreiners und Zimmermanns; vor dem ganzen nimm dich in acht, es ist ein Gift, das sich von selbst an einem Metalle bildet, im Großen aber auf künstlichem Wege dargestellt wird.

Kriegsglück.

Im Frieden hatt' ich nie 1 Geld
Und nie bei 2 war ich.
Da kam der Krieg, ich hab gestellt
Gleich zur Marine mich.
Und nun, wer hätte das gedacht,
Das sowas möglich sei,
Nun fahre ich in mancher Schlacht
Zusammen gleich 1, 2.

Füllrätsel.

An Stelle der Punkte sind Buchstaben derart zu setzen, daß die einzelnen wagerechten Reihen sinnvolle Wörter ergeben, die in anderer Reihenfolge bedeuten: 1. Zahlwort, 2. Berg, 3. Landwirtschaftlicher V. rang, 4. Stadt in Holland, 5. Malutenslie, 6. Staatliche Einrichtung. Die hinzugefügten Buchstaben bezeichnen in senkrechter Reihenfolge etwas, woran man sich während des Krieges gewöhnt hat.

•	D	A	•
•	I	G	•
•	A	A	•
•	C	H	•
•	U	B	•
•	O	L	•

Palindrom.

Beinahe alle Dinge haben mich,
Die Steine, Pflanzen, Tiere, Menschen auch
Und was erschafft des Menschen edle Kunst;
Meist bin bei allem ich das Beste d'ran.
Zumal wenn man von einem Unten spricht.
Die Zeichen lies von hinten her,
So nenn ich eine hehre Stätte dir
Im fernen Osten, dort am toten Meer,
Altwo ein gottberufener Prophet
Mit wehmütvollem orstem Blick, jedoch
Voll patriotischer Hoffnung, Preis und Dank,
Gestanden und von hier geschieden ist.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 601.

Bilderrätsel: Scheiden macht Leiden. — Ergänzungsrätsel: Werktag, Wand, Ural, Teufel, Versicherung, Insel, Obst, Leber, Raute, Bekanntschaft, Knie, Gatte, Enzian, Verrat, Klasse, Bin-e, Indien. Wer nur auf sich selbst baut, kann nie ganz verlassen sein. — Pyramide: P, Dom, Fallo, Stiefel, Spinneret, Polen..



Illustrierte Kinder = Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 17.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es lauft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind;
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat d'ran seine Freunde,
Nur bloß ich armes nicht!“

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gefessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreih'n
Ist denn für mich kein Eckchen,
Und wär' es noch so klein?

Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben,
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein!“

Es klopft an Tür und Tor,
An Fenster und an Laden,
Doch niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben d'rin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr noch minder.
Ans Kindlein niemand denkt.

„O lieber, heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berater,
Weil man mich hier vergißt!“

Das Kindlein reißt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide schlicht,
Ein ander Kind; — wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist.
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.“

Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offenen Raum
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum.“

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sternengewimmel
Dieläftig ausgepannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat nun gekehret,
Bei seinem heil'gen Christ;
Und was hier wird bescheret,
Es dorten leicht vergißt.

Friedrich Rückert.

Die Barmherzigkeit.

Don A. Stifter.

Das kleine Mädchen Vita ist sehr krank gewesen. Mehrere Tage lang lag es mit dem roten Gesichtchen im Bette, die Augen standen in dem Gesichtchen auf die Mutter gerichtet, und kannten sie nicht. Dann schlief sie immer, zuckte mit den Händchen, und richtete oft Mund und Wänglein ein wenig empor, wie sie sonst tat, wenn sie recht schön bitten wollte. Die Mutter saß Tag und Nacht an dem Bette, reichete alles, schickte sogar den Schmerz fort, daß er sie nicht hindere, bis die roten Wänglein blaß geworden waren, die blauen Auglein matt, aber kühl im Haupte standen, sich leise regten und nach den Dingen im Zimmer sahen. Dann tat sich der Mund auf und redete gerade wieder von den Sachen, von denen er geredet hatte, als er krank geworden war. Eines Tages aber, als schon Spielzeug auf dem Bette lag, und eben ein schöner Morgen in das Zimmer schien, wurde die kleine Vita stille, sann nach, und fing dann bitterlich zu weinen an. Die Mutter neigte sich

über sie, strich die Locken und fragte, warum ihr liebes Englein so weine.

„Weil ich schwer, schwer gesündigt habe.“

„Wo hast du denn gesündigt, liebe Vita?“

„Ich habe damals Gott recht gebeten, er möchte den großen Wagen wegtun, der mir immer auf den Füßen gestanden ist, und du hast gesagt, um was man den lieben Gott recht bittet, das tut er auch, aber den Wagen tat er doch nicht weg, und er blieb immer, immer stehen. Da aber der Wagen doch jetzt weg ist, so sehe ich, daß du ihn weggetan und die schönen Puppen und Kleidchen hergelegt hast. Da dachte ich, Gott ist gar nicht barmherzig, und ich werde ihn auch gar nicht mehr anbeten. Da wird er mich nun strafen und doch sterben lassen.“

Die Mutter sagte zu dem schluchzenden Kinde:

„Höre mich an, Vita, ich werde dir etwas erzählen, und dich um etwas fragen. Weißt du noch, wie das heiße Wasser auf deinen Arm rann, und er recht schrecklich schmerzte?“

„Ja.“

„Was haben wir denn damals getan?“

„Es ist der große Doktor gekommen und hat dir etwas gesagt.“

„Und was habe ich denn dann getan?“
 „Du hast mich in das Bett gelegt, hast ein Tuch um den Arm gebunden, und hast mir recht, recht schöne Dinge gegeben.“

„Und wie ist denn dann morgen oder übermorgen der Arm geworden?“

„Nun, gut ist er geworden.“

„Hat er denn lange, lange noch geschmerzt?“

„Gar nicht mehr hat er geschmerzt.“

„Als neulich das schöne Glasstengelschen abgebrochen war, mit dem du immer gespielt hast, wenn wir es auch mit einem Tuche eingebunden und in das Bett gelegt hätten, wäre es auch wieder gesund und ganz geworden?“

„Nein“, sagte das Kind, durch die Tränen lachend.

„Warum denn nicht?“

„Nun, weil — weil — Mutter, warum denn nicht?“

„Siehst du, weil in deinem Arme ein Fleisch ist, das wachsen kann, und ein lebendiges Blut, welches rieselt und das Wachsen befeuchtet. Und wenn ein Schaden kommt, und eine Wunde, so geht das Fleisch herzu und wächst zusammen, und das Blut kommt auch und befeuchtet es, damit es wachse. Das arme Glasstengelschen, wenn es einmal entzwei ist, muß so bleiben, und kann gar nie zusammenwachsen, weil es nicht lebendig ist.“

„Ja, Mutter.“

„Wer hat denn nun dem Fleische die Gnade gegeben, daß es wachsen kann, und dem Blute, daß es befeuchtet und heilet?“

„Gott.“

„Wer hat uns denn das Herz so gemacht, mir und dem Vater, daß wir dich so lieb haben, und dir alles geben müssen, was du brauchst, damit du leben kannst, und damit du noch dazu recht viel Freude habest?“

„Gott, Mutter.“

„Siehst du nun, Vita, wie Gott barmherzig ist. Weil er selber nicht überall hingehen und gleich helfen kann, da er zu majestätisch ist und in dem Himmel wohnt, so hat er alle Menschen so gemacht, daß sie es nicht sehen können, wenn ein anderer leidet, sondern daß ihnen das Herz zerpringt, und sie gleich hingehen und helfen müssen. Weißt du, wie du geschrien hast, als sich das Käzchen bald an der roten Schnur erhängt hätte, wie du es herabgenommen, wie du es gestreichelt hast, bis es maulich wurde, und in deinem Schoße einschlief?“

„Ja, Mutter.“

„Und dem großen Doktor hat es Gott in das Haupt gegeben, daß er die Eigenschaften der Kräuter und der Dinge kennen lernen kann, damit er eine Salbe mache, wenn die Leute krank sind, oder einen Trank, damit sie wieder gesund werden. Und dem Feuer hat es Gott gegeben, daß es wärme, dem Wasser, daß es naß ist, der Sonne, daß sie scheine, dem Brote, der Milch, den Früchten, daß sie uns ernähren, und uns hat er den Verstand gegeben, daß wir diese Dinge immer besser einsehen und immer besser gebrauchen lernen. Aberall schickt er die Menschen wie Schutzengel hin, daß sie helfen, und auch zu mir ist er in der Nacht gekommen, und hat gesagt, daß ich dir den großen Wagen wegtun soll. Siehst du es nun, Vita?“

Das kranke Kind hatte die klaren Augen immer hingehört und aufmerksam zugehört, aber endlich fielen ihm die Lider zu, als wollte es schlafen, wie das gestreichelte Käzchen. Es war längst schon überzeugt, und eine solche Beruhigung lag in dem Angesichtchen, als wäre Gott selber dagewesen und hätte es gesagt; denn die Kinder glauben alles, was die Eltern sagen. Die Mutter aber ging in das Zimmer daneben, und weinte sich dort aus, bis keine einzige Träne mehr in ihr war. Sie wußte nicht, hatte sie aus Freude geweint oder aus Schmerzen.

Als sie nach einer Weile wieder heraus kam, schlief das Kind recht fest, die Wänglein waren wieder rot, aber nun von Gesundheit, auf dem Stirnlein standen kleine, lichte Tröpflein, und die Puppen lagen heram auf dem Deckchen und rührten sich nicht, daß der heilende Schlaf nicht unterbrochen werden möge.

Aussterbende Handwerke.

Zahlreiche einst blühende Handwerke sind dem Untergang geweiht, andere sind bereits völlig ausgestorben. Wer ein Adressbuch der Stadt Wiesbaden von 1860 zur Hand nimmt, der findet dort z. B. noch einenbeutelweber, einen Kolorist, einen Feilenhauer, ein paar Knopfmacher, Säcker, Strohschneider und Zinngießer, alles Gewerbe, von deren Tätigkeit wir uns zum Teil sogar kaum noch einen Begriff machen können. Die Fabriken haben in den letzten sechzig Jahren immer mehr einzelne Handwerke vollständig überflüssig gemacht. Gegen die fabrikmäßige Herstellung der Stecknadeln konnte naturgemäß der Handwerksbetrieb des Nادلers auf die Dauer ebenso wenig aufkommen, wie der Kleinbetrieb des Knopfmachers sich mit den großen, mit den vollendetsten Maschinen eingerichteten Knopffabriken messen konnte. Die Vorgänge, die zur Verdrängung und Einschränkung einzelner Handwerke geführt haben, sind allerdings nicht immer so einfacher Natur wie bei der Nadelerei und Knopfmacherei und anderen handwerksmäßigen Kleinbetrieben, die von der Massenerzeugung der Fabriken erdrückt wurden. In einem gründlichen und sehr lesenswerten Aufsatz beschäftigt sich im Band 14 der „Hessischen Blätter für Volkskunde“, herausgegeben im Auftrag der hessischen Vereinigung für Volkskunde von Karl Heim (Leipzig, Verlag von B. G. Teubner), Herr Dr. Hermann Mollz in Siegen mit den aussterbenden Handwerken. Er zählt zunächst die folgenden zum Teil ganz verschwundenen, zum Teil im Verschwinden begriffenen Handwerke auf: Uhr- und Büchsenmacherei, Nadelerei, Knopfmacherei, die Gewerbe der Kartenmacher, Strumpfwirker, Hechelmacher, Spindelschmiede, Spinnradmacher, Webstuhlbauer, Geschirrmacher, Zinngießer, Sensen- und Sichel- schmiede, Ketten- schmiede, Zeug- schmiede und Nagel- und Messer- schmiede. Daß es heute noch zahlreiche Uhrmacher, Büchsenmacher, Messerschmiede gibt, wissen wir natürlich auch, aber es gibt keinen Uhrmacher, keinen Büchsenmacher und keinen Messerschmied mehr, der die Gegenstände, mit deren Vertrieb und Reparatur er sich beschäftigt, selbst herstellt. In diesem Sinne sind diese Handwerke, obwohl noch allbekannt, doch bereits ausgestorben. Die nachstehenden Ausführungen über das Knopfmacherhandwerk entnehmen wir dem Mollz'schen Artikel mit der Genehmigung des Verfassers und des Herausgebers der „Hessischen Blätter für Volkskunde“. Auch das Bild, eins der zahlreichen dem Heft beigegebenen Bildertafeln, hat man uns freundlichst für unsere jungen Freunde zur Verfügung gestellt.

Die Herstellung der Knöpfe geschieht folgendermaßen: Die Knochen von Großvieh, von denen die großen Röhren am wertvollsten sind, werden gekocht, um alle fettigen Bestandteile aus ihnen zu entfernen. Die Kinnbacken müssen zuerst mit einem Handbeil zerlegt werden. Die Röhren und die Teile der Kinnbacken werden dann an der Kreisäge, die durch ein großes Rad in Bewegung gesetzt wird, in längliche Scheiben geschnitten und danach mit dem Handbeil glatt zugerichtet. Diese Stücke werden in die Drehbank gebracht und dort mit einem jeweils für die gewünschte Größe passenden Drehmeißel ange dreht. Gegenüber dem Meißel befindet sich ein Widerlager, das durch einen Handgriff das Knochenstück fest auf den Meißel drückt. Sind auf solche Weise die Vorderseiten der Knöpfe in die Bein- stückchen eingedreht, so folgt das Einbohren der vier Löcher; man bedient sich hierzu vier stählerner Spindeln, welche mittels eines Rades jede um ihre Achse beweglich sind. In jeder dieser Spindeln steckt ein Bohrer. An der Abdrehbank werden die Knöpfe schließlich mit dem entsprechenden Doppelmeißel von der Rückseite abgedreht. Das Widerlager hat hier einen Ring von der Größe der Knöpfe, die ange drehte Knopfform wird fest in den Ring eingepaßt und durch eine Vorrichtung mit der Hand an den Doppelmeißel vorgeschoben, der den Knopf aus dem Knochen löst.

Die Knöpfe wandern jetzt in das Schleiffaß, in dem sich Wasser und Bimsstein befinden. Dieses Schleiffaß hat mit dem Eierfaß, das zur Butterbereitung verwendet wird, große Ähnlichkeit. Durch tagelanges Umdrehen werden die Knöpfe oberflächlich geglättet. Nachdem die Knöpfe herausgenommen sind, wird das Faß mit Wasser und gemahlener Kreide befüllt; die Knöpfe werden wieder hineingetan, und die kreisende Bewegung des Faßes wird noch mehrere Stunden lang fortgesetzt. In Reinheim im Odenwald, wo die Knopfmacherei in den Jahren 1850—60 in hoher Blüte stand und in etwa 70 Werkstätten gearbeitet wurde, hat man die Schleiffässer an die Mährräder angeschloffen. Die schwarzen Knöpfe werden dann gewaschen und in einem Kessel mit Blauholz

und Kupfervitriol gebeizt. Nach dem Trocknen polieren jugendliche Arbeiter an der Polierbank die ausgehöhlte Seite der Knöpfe. Zu diesem Zwecke werden die Knöpfe auf ein zylindrisches Holzstück, das vorn mit kleinen, in die Knopflöcher passenden Stiften versehen ist, aufgesteckt. An der Decke der Polierbank ist im rechten Winkel eine nur an einem Ende befestigte, kräftige Holzstange angebracht. Von dem freien Ende fährt eine Schnur mit einer einmaligen Umschlingung des in der Mitte sich verjüngenden und drehbar angebrachten Knopfträgers zu einem Fußtritt. Die Länge der Schnur ist so bemessen, daß der Fußtritt in der Ruhe von der Stange etwas hochgehoben wird. Der Tritt wird mit dem Fuße herabgedrückt und schnell beim Nachgeben des Fußes wieder empor; dadurch wird das Holzstück mit dem Knopfe vermittelst der Schnur bald nach links, bald nach rechts zumgedreht. Jeder einzelne Knopf wird dabei mit einem Wollappen abgerieben, auf den ein wenig von dem aus Holzkohle u. Schmierseife bereiteten Polierbrei gestrichen wird. Die Rückseite der Knöpfe wird auf andere Weise glänzend gemacht: eine größere Anzahl Knöpfe wird in einen langen, schmalen Sad gebracht, der innen mit Wachs ausgestrichen ist, und von zwei Arbeitern solange darin hin- und hergeschleudert, bis auch die untere Seite der Knöpfe hinreichend blank geworden ist. In Schachtel verpackt, treten die Knöpfe dann ihren Weg in den Handel an.

Der letzte Knopfmacher, den Herr Dr. Holz gefunden hat, übte sein Handwerk in freiesen bei Schotten in Oberhessen aus. In Reimheim im Odenwald ist als letzter Rest der früher so bedeutenden Knopfindustrie noch ein Knopfmacher übrig geblieben; er befaßt sich aber nicht mehr mit der Herstellung der gewöhnlichen Beinknöpfe, sondern er verfertigt nur Knöpfe aus nachgemachtem Hirschhorn, die er an Großhändler absetzt. Er betreibt das alte, angestammte Gewerbe nur noch im Nebenberuf, besonders im Winter, wenn die landwirtschaftliche Arbeit nachläßt.

Die Geräte der Nadler und Knopfmacher sind für das alte Handwerk bezeichnend. Ihre Bauart ist so getroffen, daß Hände und Beine zu gleicher Zeit bei der Arbeit in Anspruch genommen werden. Beim Abschneiden der Nadelstäfte muß das linke Bein den Bügel des Sattels halten, auf dem das eine Schaftmaß befestigt ist; beide Hände sind ebenfalls in Tätigkeit. Am Suspighrad, an der Wippe und an der Drehbank muß das rechte Bein die treibende Kraft liefern, während den Händen die gestaltende Arbeit zufällt. Erfolgreiche Arbeit bedingte große Handfertigkeit und eine weise Ausnutzung aller Körperkräfte. Auch

in anderen Kleingewerben ist bei der Anordnung der Geräte der Gesichtspunkt maßgebend gewesen, alle verfügbaren Kräfte des Körpers in den Dienst der Arbeit zu stellen. Die Spinnerin und der Weber brauchen Hände und Füße beim Spinnen und Weben, der Nagelschmied setzt oft mit dem Fuße den Blasbalg in Bewegung, und an der Schnitzbank und an der Strohbank unterstützt die Kraft des rechten Fußes die Arbeit. Was heute die Dampfmaschine, die Elektrizität oder die Kraft des Motors leistet, das mußte bei dem alten Handwerk die Kraft der Beine vollbringen, und nur da, wo die Tätigkeit der Hände die ganze Kraft eines Mannes erheischte, bediente man sich zum Antrieb der Geräte einer untergeordneten Hilfskraft. Dafür kann der Knopfmacher an

der Kreissäge als Beispiel dienen; es wäre für ihn unmöglich, mit dem Fuße das Rad zum Antrieb der Säge zu bedienen; das geschickte Zerlegen des harten Knochens nimmt seine Kraft zur Genüge in Anspruch. Das große Rad, das die Kreissäge in Bewegung setzt, muß deshalb von einem Jungen gedreht werden. Den Gesichtspunkt der Ersparung von Menschenkraft, der bei allen Maschinen oben an steht, hat man auch bei diesen einfachen Geräten schon immer im Auge behalten.

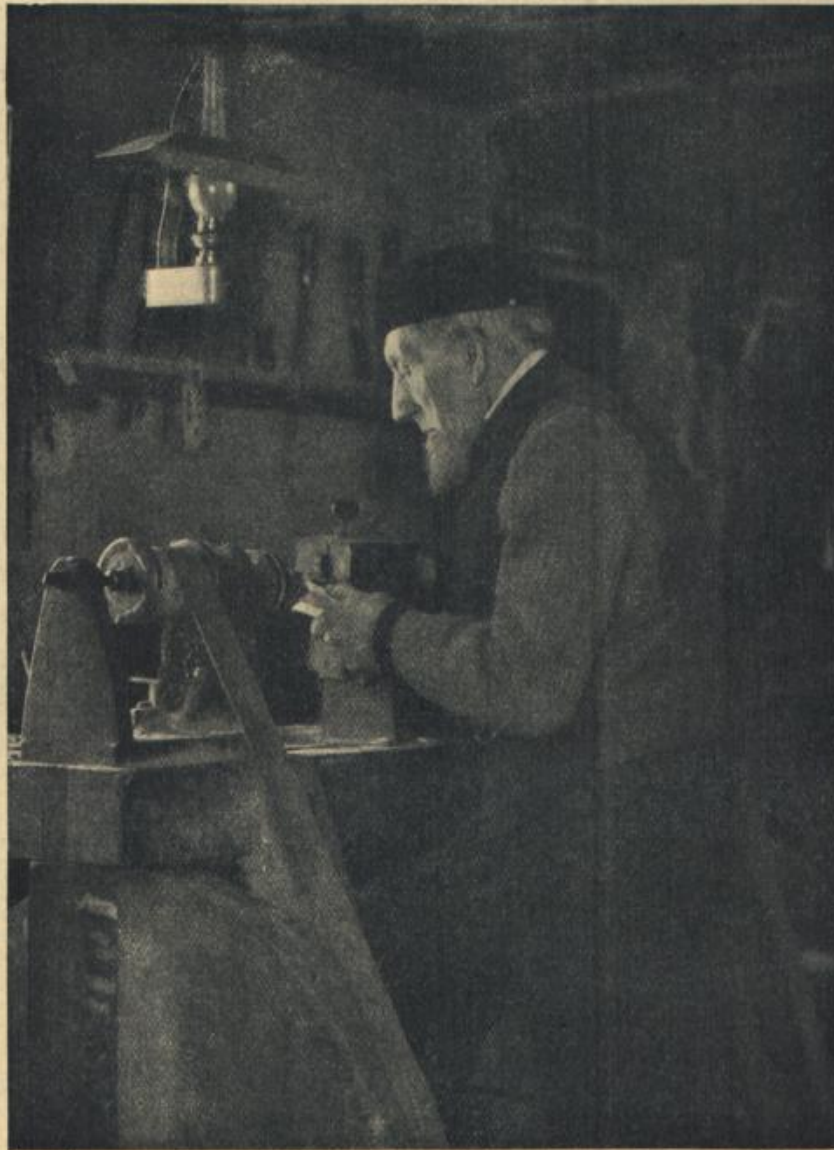
Mit der Fortbildung der Technik ging die Entseelung der körperlichen Arbeit Hand in Hand. Der Meister und Geselle beherrschten durch jahrelange, zugreifende Arbeit alle Teile ihres Betriebs. Auch hatten sie Geschicklichkeit genug, um selbst alle notwendigen Änderungen an ihren Geräten vorzunehmen. Wir bewundern noch heute die Werke der Kunstschmiederei des deutschen Mittelalters. Welches erstaunliche Geschick besaßen die alten Schmiede, deren einziges Werkzeug der Hammer war! In dem der Mensch die mechanischen Verfahren vervollkommnete, vernachlässigte er allmählich das allen anderen überlegene Werkzeug, die Hand;

und mit dem Sinken der Handfertigkeit verblaßte die geistige Anteilnahme an dem Erzeugnis der Arbeit. Und das ist die bedauerlichste Begleiterscheinung der fabrikmäßigen Gewerbebetriebe.

Gottesdienst.

Sieh! keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn,
Obn' einen Blick zum Himmel auf zu tun;
Und ohne vor anbetend sich zum Stauhe
Geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube.
Was sie bewusstlos tun, tu du's bewusst,
Daß du vor ihnen nicht nicht schämen mußt.

fr. Bäcker.



Der Knopfmacher dreht die Knöpfe von der Rückseite an der Drehbank ab.

Der Retter unseres Vaterlandes.

Frägt man, wer der Retter unseres Vaterlandes in der schweren Kriegsnot war, so wird man in der Regel die Antwort erhalten: der Kaiser, die Heerführer, die tapferen Soldaten etc. Aber in Wirklichkeit ist es doch eigentlich die einfache Kartoffel gewesen. Denn was hätte alle Tapferkeit und alle Kriegskunst, was alle Kanonen und aller Heldenmut schließlich genützt, wenn es uns an Nahrung gefehlt hätte? Wir hätten uns aus Not vor unseren Feinden beugen und einen schimpflichen Frieden schließen müssen. Und davor hat uns allein die Kartoffel bewahrt. Man denke nur daran, was wir morgens, mittags und abends hätten essen wollen, wenn wir keine Kartoffeln gehabt hätten. Das wußte auch der kleine Kartoffelhamster, ein fünfjähriger Knirps, und hatte sich beizeiten vorgesorgt. Als die Mutter einmal unerhofft seine Spieledede aufräumt, findet sie unter den Spielsachen, sorglich versteckt, einen ganzen Haufen Pellkartoffeln. So ein kleiner Schlauberger! Das hätte sich vor 200 Jahren der selbige Herborner Professor auch nicht träumen lassen, daß seine ausländische Lieblingsblume, die er in einem Blumentopfe vor seinem Fenster mit größter Sorgfalt pflegte, eine solche weltbewegende Bedeutung erlangen würde. Eine von seinen Kartoffelblüten, „ein nie

gesehenes Blümchen, von Farbe schön und zart,“ schenkte er sogar einer Braut als Hochzeitsgabe, und stolz darüber trat diese, mit einer Kartoffelblüte geschmückt, vor den Traualtar! Und wie ihr damals dieser seltene Schmuck lieber war als alle Kostbarkeiten von Gold und Silber, so ist uns es auch heute die Kartoffel wieder das Beste, was wir haben. In der Tat sollen die noch jetzt in Südamerika an steilen, felsigen, meist in der Nähe der Seefüße gelegenen Abhängen wildwachsenden Kartoffelpflanzen nur kleine, unschmackhafte, wässrige Knollen hervorbringen, aber immer weiße und zwar wohlriechende Blumen tragen. Dagegen umgekehrt jetzt bei uns mit der angebauten Pflanze: geruchlose Blumen, aber wohlschmeckende Knollen. Das Schönste aber ist, daß wir gerade unseren Feinden, die uns aushungern wollen, die Kartoffel zu verdanken haben; denn aus Südamerika ist sie erst über England, Frankreich und Italien zu uns gekommen. Ganz rührend ist es aber, wenn man von kleinen Kindern auf der Straße das in der Kinderschule gelernte „Kartoffelied“ singen hört:

Kartoffeln sind besser als Rüben und Kohl,
Sie schmecken den Alten und Jungen gar wohl,
Kartoffeln Kartoffeln, wer isst euch nicht gern?
Die Armen, die Reichen, die Bauern, die Herrn.

Man kann euch gebrauchen zu Supp' und Salat,
Gefocht und geröstet auf mancherlei Art,
Und fehlt es an Fleischweiss und fehlt es an Schmalz,
So rutschen sie, abgepellt, doch durch den Hals.“

Hansels Weihnachtswunsch.

Was ich zu Weihnacht haben möcht',
Papa, das kannst du raten!
Bring mir doch, bitte, aus Paris
französische Soldaten.
Nicht bloß so aus Papier und Blei —
Nein, solche, die lebendig!
Sind Engelländer auch dabei,
So freu ich mich unbändig!

Der Onkel Richard auch, nun, der
Möcht reichlich mich bedenken,
Und 'nen gezähmten Russenbär,
Den könnt' er gut mir schenken!
Auch ein japan'scher Hampelmann
Der baumelt an 'nem Stricke,
Und der recht tüchtig zappeln kann,
Fehlt mir zum Weihnachtsglücke!

Doch, was am schönsten mich bedünkt,
Drauf nicht ich möcht' verzichten:
Ein englisch Schiff, das unterinkt,
Tu ich's Gebet drauf richten!
Das ist es, was zur Weihnacht ich
In diesem Jahr möcht' haben!
Papa, das schaffst du sicherlich
Ganz leicht für deinen Knaben!

f. Gebhardt.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Hans hatte 13, Karl 7 und Fritz 4 Äpfel.

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen, Märchen, Skizzen.

- Das Opfer. Von M. Melchers. S. 1, 5.
Wetter-Märchen. Von Herrmann. S. 9, 13.
Eine kräftige Antwort Blüchers. S. 16.
Ein Märchen aus dem Schützengraben. S. 16.
Das Wappen von Brandenburg. Von U. Herber. S. 17.
Die weiße Taube. Von M. Freytag. S. 21.
Prinzess Krazeline. Von Ilse-Dore Tanner. S. 25, 29.
Der freundliche Wind. S. 28.
Im Urwald verlaufen. S. 28.
Von einem Bauernmädchen, das eine Prinzessin sein wollte. Von Ilse-Dore Tanner. S. 33, 37.
Eine ostpreussische Kriessage. S. 36.
Wie die Pfingstbirke entstanden ist. S. 38.
Was ein Traum vermag. S. 40.
Ein Telephongespräch im Unterland. S. 40.
Im Häusermeer der großen Stadt. Von Annette Gleiß. S. 41, 45.
Das fleißige und das faule Lieschen. S. 48.
Mud-Mud. Von Waldeck u. Ahea Sternberg. S. 49.
Die alte Gitarre. Von G. Jacobi. S. 53.
Wie Beders Heinz vernünftig wurde. Von M. Herrmann. S. 57.
Der Krieg in der Mühle. Von Rosenfeld. S. 61.
Die Hühner und der Pfau. Von Sylvester. S. 63.
Ein friesischer Jbykus. S. 64.
Die Barmherzigkeit. Von U. Stifter. S. 65.

Allerlei Aufsätze.

- Mit Pfeil und Bogen. (M. Abb.) Von H. v. Stüffi. S. 2.
Die Tierwelt und der Krieg. S. 4.
Was man aus Papier herstellen kann. S. 4.
Auf den Kolosinfeln. S. 6.
Aus dem Reiche der Zahlen. S. 7.
Aus dem Leben eines berühmten Katers. S. 8.

- Die Tiere und der Krieg. S. 8.
Seit wann werden Singvögel gehalten? S. 8.
Hoffmann v. Fallersleben. S. 11.
Schmetterlinge als Touristen. S. 12.
Das vollkommenste Riesenautomobil der Welt. S. 12.
Alte deutsche Lindenbäume. S. 16.
Namen. S. 19.
Der Kreislauf des Wassers. S. 20.
Deutsche Perlen. S. 20.
Die Entstehung des Pfluges. S. 22.
Als es noch keine Streichhölzer gab. (M. Abb.) Von f. Esli. S. 22.
Die Gesundheitspolizei der Tiere am Meeresstrand. S. 24.
Die letzte Wandertaube. S. 24.
Indianer von heute. (M. Abb.) Von W. Bechtle. S. 26.
Reitende Tiere. S. 28.
Im Urwald verlaufen. S. 28.
Deutschlands schönstes Hünenbett. Von U. Stengel. S. 30.
Die Wartburg. (M. Abb.) S. 31.
Sumpfsameisen. S. 32.
Der größte vorweltliche Fleischfresser. S. 32.
Eine lebende Lampe. S. 32.
Eine Kriegs-Gata-Morgana. S. 32.
Aus dem Leben der Honigbienen und von der Imkerei. (M. Abb.) Von W. Knapp. S. 34.
Aus der Geschichte des Brotes. S. 36.
Geographie vor 150 Jahren. S. 36.
Der Wandertrieb der Zugvögel. S. 36.
In der Kulturstiepe Ungarns. Von Karl Berger. S. 39.
Die Kartoffel. S. 40.
Insekten auf Reisen. S. 43.
Das Flugvermögen eines Urvogels. S. 44.
Ein Stück vom Deutschen Reich in der Schweiz. S. 44.
Pioniere im Altertum. S. 44.
Das Patenkind der Landstürmer. (M. Abb.) S. 47.

- Fischnester auf dem Festlande. S. 47.
Das Pflanzenblatt als photographische Platte. S. 48.
Ein Krieger vor 100 Jahren. S. 48.
Die Schönheit der Mathematik. S. 50.
Im Kampf mit Feinden und Löwen. S. 51.
Die Fahrtgeschwindigkeit der deutschen Schnellzüge. S. 52.
Gasangriffe im Tierreich. S. 52.
Schiffsarten. S. 52.
Seltsame Leuchtwesen der Tiefsee. S. 55.
Insekten als Flugkünstler. S. 56.
Der Ortsinn der Fische. S. 56.
Eine Kaze, die Ratten säugt. S. 56.
Schont den Jagd. Von R. Sylvester. S. 59.
Ein listiger Kleinkrieg im Tierreich. S. 60.
Halten die fliegenden Winterschlaf? S. 60.
Geschosse. S. 60.
Seemanns-sprache. S. 64.
Die Neunundneunziger. S. 64.
Aussterbende Handwerke. (M. Abb.) S. 66.
Der Retter unseres Vaterlandes. S. 68.

Gedichte.

- Neujahrswunsch für die Eltern. S. 4.
Doktor Starwah. (M. Abb.) S. 7.
Wad're Knaben. S. 12.
Die Wacht am Rhein. Von J. Weiskirch. S. 15.
Fastnachtsbrezeln. Von E. Müller-Wolff. S. 20.
Der Heuchler. Von R. Reind. S. 27.
Das weiße Täubchen. Von M. Freytag. S. 31.
Für das Stammbuch. Von M. Herrmann. S. 36.
Eine Überraschung. Von M. v. Konarski. S. 40.
Sommer. Von M. Herrmann. S. 44.
Abend im feld. Von M. v. Konarski. S. 60.
Der gefangene Vogel. Von M. v. Konarski. S. 64.
Hansels Weihnachtswunsch. Von f. Gebhardt. S. 68.